



Little Hope

Wo Hoffnung flüstert

Band 1

Franziska Schindler

Inhaltshinweis

Little Hope ist ein historischer Roman, der sich mit den Schattenseiten des viktorianischen Zeitalters auseinandersetzt. Im Mittelpunkt stehen Verlust, Hoffnung, familiäre Geheimnisse und der Mut, selbst in den dunkelsten Zeiten den eigenen Weg zu finden.

Im Verlauf der Handlung werden belastende Themen behandelt, darunter Tod, Trauer, körperliche und seelische Gewalt, sexueller Missbrauch, Vernachlässigung von Kindern, Drogenmissbrauch, Manipulation, Armut sowie verschiedene Formen von Kriminalität. Einzelne Szenen können emotional belastend sein und bei manchen Leserinnen und Lesern starke Reaktionen hervorrufen.

Die Darstellung dieser Themen dient ausschließlich der Entwicklung der Handlung und der Figuren. Sie verfolgt weder das Ziel, Gewalt oder Missbrauch zu verherrlichen oder zu verharmlosen, noch soll sie schockieren. Vielmehr spiegelt sie die gesellschaftlichen Verhältnisse und Herausforderungen der damaligen Zeit wider.

Bitte achte beim Lesen auf dein eigenes Wohlbefinden und nimm dir bei Bedarf die Zeit, Pausen einzulegen.

Zwischen Ankunft und Abschied

Meine lieben Kinder, oft habt ihr mich gefragt, wie es dazu kam, dass ich dieses Waisenhaus gründete. Wie ihr nun wisst, bin ich mittlerweile 45 Jahre alt und leite heute eines der bekanntesten Waisenhäuser Londons. Die Unterstützung der Kinder, die in ärmlichen Verhältnissen geboren oder durch tragische Umstände zu Waisen gemacht wurden, liegt mir sehr am Herzen, denn auch ich habe als junges Mädchen schwere Zeiten durchlebt. Aus diesem Grund habe ich mein ganzes Leben euch gewidmet, um euch Kindern ein Leben voller Wärme und Fürsorge und Hoffnung zu bieten. Gewiss stellen sich nun einige von euch die Frage: Wie konnte ich als alleinstehende Frau, in einer Zeit, in der es für Frauen nahezu unmöglich war, solch außergewöhnliche Wege zu beschreiten, eine solche Einrichtung ins Leben rufen?

Setzt euch zu mir, Kinder, und hört mir gut zu. Die Geschichte, die ich euch erzählen werde, ist meine eigene. Sie handelt davon, wie ich beinahe alles verlor, was mir lieb war. Doch selbst in den dunkelsten Stunden, wenn ich glaubte, jeden Mut verloren zu haben, bewahrte ich stets einen Funken Hoffnung. Damals begegnete ich Menschen, die voller Güte und Mitgefühl waren, aber auch solchen, deren Herzen von Hass, Gier und Grausamkeit erfüllt war. Auf der Suche nach der Wahrheit geriet ich in eine erbitterten Auseinandersetzung mit einem der skrupellosesten Männer, denen ich je begegnet bin. Man kannte ihn unter den Namen Striker...

Damals lebte ich mit meinen Eltern in einem kleinen Ort namens Deptford, südlich der Themse. Die Gassen von Deptford waren stets in dunkle Schleier gehüllt, der nach feuchtem Lehm und verdorbenen Fisch roch. Es war wahrhaftig kein angenehmer Ort zum Leben, aber es war nun mal unser Zuhause. Unser Haus war eins von vielen, die dicht aneinandergereiht und aus billigen Backstein gebaut waren, sodass das Tageslicht Mühe hatte, sich durch die Fassade zu drängen. Die meisten von ihnen hatten vor ihren Fenstern alte, schmutzige Tücher, die als Vorhänge dienten, um fremde Blicke fernzuhalten.

Mein Vater nahm zu dieser Zeit eine Arbeit in einer Ziegelei nahe den Docks in Deptford an. Es war eine harte, schmutzige Arbeit, bei der die Männer mit bloßen Händen Lehm schaufelten, Ziegel formten und diese bei unerträglicher Hitze in riesigen Brennöfen aushärteten. Der geringe Lohn von 10-14 Shilling pro Woche reichte manchmal kaum für ein anständiges Abendbrot, doch mein Vater schien sich niemals darüber zu beklagen. Meine Mutter dagegen erhielt eine Anstellung als Pflegerin im Winston Church Hospital. Sie war zwar ungelernt, aber ihr Wunsch, anderen helfen zu wollen, war größer als das Bestreben nach Wohlstand. Ihre Tage begannen oft im Morgengrauen, sodass ich sie kaum zu Gesicht bekam. Ihre Tätigkeiten begannen mit dem Ausleeren der Nachttöpfe und dem waschen der Kranken. Es waren einfache, niedere Arbeiten, die sie jedoch mit viel Würde und Hingabe verrichtete. Damals führte ich mit meiner Familie ein einfaches Leben. Es war nicht immer leicht, denn wir wussten oft nicht, was

der nächste Morgen bringen würde. Doch ich hatte meine Eltern, die ich über alles liebte. Damals glaubte ich noch, die Welt würde so friedlich bleiben. Doch wie so oft im Leben hatte das Schicksal andere Pläne.

Eine fürchterliche Krankheit namens Typhus zog durch die Straßen von Deptford und brachte überall nur Leid und Verzweiflung. Sie verbreitete sich wie ein unsichtbarer Schatten und legte sich auf jene, die zu schwach waren, sich ihr zu widersetzen. Tag für Tag hörte man von neuen Opfern. Es mussten vermutlich an die hunderte gewesen sein oder vielleicht auch tausende. Wer konnte das schon genau wissen? Zunächst glaubte ich, sie würde an uns vorüberziehen. Doch eines Tages sollte auch sie an unsere Haustür anklopfen.

Als dreizehnjähriges Mädchen war es für mich schrecklich mit anzusehen, wie meine Eltern in ihren Betten lagen, hilflos und schwach. Bis heute sehe ich ihre schweißbedeckten, gequälten Gesichter vor mir, als wäre es gestern gewesen. Wir waren noch nie sonderlich wohlhabend, aber als sie erkrankten, wurde unsere Lage noch problematischer. Meine Eltern verloren ihre Anstellungen, da sie aufgrund ihrer Erkrankung nicht mehr arbeiten konnten. Meine Mutter war ein Mensch mit einem großen Herz und liebte es sehr, anderen zu helfen, doch genau das wurde ihr schließlich zum Verhängnis.

Meine Mutter erzählte mir, kurz bevor meine Eltern erkrankten, dass man eine junge Frau in die Krankenstation gebracht hatte. Ihrer Kleidung nach zu urteilen, war sie vermutlich ein Dienstmädchen aus einem der edleren Gasthäuser oder einem vornehmen Haushalt. Sie lag völlig entkräftet und zitternd im

Krankenbett. Bei ihr zeigten sich einige Symptome: Gliederschmerzen, hohes Fieber, winzige rötliche Flecken sowie heftiges Erbrechen und Husten. Man tat, was möglich war, um ihr zu helfen, doch schien die Mühe aussichtslos zu sein. Meine Mutter wich nicht von ihrer Seite. Mit einer fürsorglichen und warmherzigen Art spendete sie ihr Mut und Zuversicht. Tag und Nacht saß sie an ihrem Bett und pflegte sie mit unermüdlicher Hingabe.

Nach einiger Zeit trat tatsächlich eine Verbesserung ein. Viola, so hieß die junge Frau, gewann langsam an Kraft, ihre fiebrigen Flecken verblassten, und ihre Wangen bekamen wieder etwas Farbe. Es grenzte an ein Wunder, dass Viola wieder die vollständige Genesung erlangte. Sie bedankte sich herzlich bei meiner Mutter für ihre aufopfernde Mühe und Fürsorge.

„Ich stehe tief in Ihrer Schuld, wenn es jemals etwas gibt, das ich für Sie tun kann, dann sagen Sie es mir“, sprach sie mit aufrichtiger Stimme.

Meine Mutter lächelte nur mild und schüttelte den Kopf.

„Ihre Genesung ist mir Lohn genug.“

Viola schien nicht sonderlich über ihre Reaktion überrascht zu sein. Vermutlich spürte sie, dass ihre Güte aufrichtig war. Auch heute noch bin ich stolz, sie meine Mutter genannt zu haben. Für mich war sie der ehrenwerteste und aufrichtigste Mensch, den es je gegeben hat. Sie stellte stets das Wohl ihrer Mitmenschen über ihr eigenes, selbst wenn es sie an ihre Grenzen brachte. Aber ihre Barmherzigkeit forderte ihren Preis: Sie hatte sich bei Viola angesteckt. Zuerst zeigten sich nur leichte Symptome, doch schon bald nahm die Krankheit ihren gesamten Körper ein. Kurz darauf wurde auch mein

Vater krank. Ich weiß nicht, welches Wunder mich vor dem gleichen Schicksal bewahrte, aber ich war dankbar, dass nicht auch ich diesem Schicksal anheimfiel. Wir hatten kaum Geld für Medikamente oder die Behandlungskosten eines Arztes, also blieb mir nichts anderes übrig, als für ihre Genesung zu beten und sie mit meinen bescheidenen Mitteln, soweit es ging, zu pflegen. Doch all meine Bemühungen waren vergeblich.

Eines Morgens bereitete ich wie gewohnt das Frühstück für meine Eltern zu und betrat mit dem Tablett in der Hand ihr Schlafzimmer. Als ich ihre leblosen und blassen Gesichter erblickte, stockte mir der Atem. Das Tablett fiel mir aus den Händen, als ich entsetzt zu ihnen eilte. Ich nahm die kalte Hand meiner Mutter, sie wirkte sehr steif und starr. Der Tod musste sie in der Nacht heimgesucht haben. Diese Erkenntnis versetzte mir einen entsetzlichen Stich ins Herz, und Tränen begannen unaufhaltsam über meine Wangen zu rinne. Für einen Moment hielt ich inne und erinnerte mich an jene dunklen Tage, an denen der Regen einfach nicht enden wollte. Genau an solchen Tagen schenkte sie mir oft ein wärmendes Lächeln, das heller schien als jedes Sonnenlicht dieser Welt. Damals glaubte ich, dieses Lächeln würde niemals vergehen.

Während ich noch trauernd am Bett die Hand meiner Mutter hielt, durchbrach plötzlich ein leises Röcheln die Stille. Mein Vater: Er war doch noch am Leben! Vorsichtig löste ich meinen Griff und wischte mir mit den Händen die Tränen aus meinem Gesicht. Dann kniete ich mich an der Seite seines Bettes. Ich schaute in seine leeren Augen, die schon tief in ihren Höhlen eingesackt waren. Sein Gesicht war eingefallen, von tiefen Falten gezeichnet. Er versuchte, seine Hand zu heben, doch

fehlte ihm einfach die Kraft. Mit einem müden Lächeln, was seine Lippen umspielte, nickte er mir zu.

„Sharon, trauere nicht um uns, mein liebes Kind“, flüsterte er. „Gehe zu deiner Tante Anna nach Greenwich, sie wird sich um dich kümmern.“

Ich schüttelte den Kopf. Niemals könnte ich es übers Herz bringen, unser Zuhause zu verlassen. Doch mein Vater bestand darauf.

„Du musst gehen, denn hier kannst du nicht länger bleiben. Da mir nicht mehr viel Zeit bleibt, ist jetzt der Augenblick gekommen, um dir zu sagen, dass ich nicht dein leiblicher Vater bin. Es tut mir sehr leid, dass du es auf diese Weise erfahren musst. Viele Male wollte ich es dir sagen.“

Er musste sich kurz sammeln, dann fuhr er mit schwacher Stimme fort.

„Deine Mutter... sie wollte nie, dass du es erfährst. Sie hat etwas Schreckliches erlebt, etwas worüber sie niemals sprechen konnte. Und ich... ich habe dich als mein eigenes Kind angenommen und großgezogen. Was genau geschehen ist, hat sie mir nie anvertraut – dieses Geheimnis nahm sie mit sich in den Himmel.“

Seine Worte trafen mich wie ein Schlag. Ich konnte nicht glauben, dass meine Mutter mir diese Information mein ganzes Leben über vorenthalten hatte. Doch in diesem Moment spürte ich keinen Groll, nur Mitgefühl für den Schmerz, den sie so lange mit sich getragen haben musste.

Ein schwerer Husten erschütterte seinen Leib. Besorgt legte ich eine Hand auf seine Brust. Mein Vater räusperte sich schwach:

„Bevor ich endgültig diese Welt verlasse, möchte ich dir noch etwas geben. Ich habe etwas Geld zurückgelegt, genug

für ein Ticket zu deiner Tante. In meiner Kommode findest du eine kleine Börse mit der Adresse. Wie du weißt, sind die wenigen Freunde, die wir noch hatten, ebenfalls aufgrund dieser Epidemie verstorben, sodass dir keine andere Möglichkeit mehr bleibt, als zu deiner Tante zu gehen. Es ist deine einzige Chance. Ich weiß, dass es nicht leicht für dich sein wird, aber wo immer du hingehst, was auch immer du tust, wir werden immer bei dir sein, um dich auf deinen Weg zu begleiten.“

Diese Worte berührten mein Herz so sehr, dass ich meine Tränen nicht mehr zurückhalten konnte. Ich hielt seine Hand ganz fest. Dann beugte ich mich über ihn und küsste seine Stirn.

„Du warst immer mein Vater, und das wirst du auch immer bleiben.“

Ein letztes Lächeln huschte über seine Lippen. Seine Kräfte schienen ihn allmählich zu verlassen. Dann schloss er langsam seine Augen. Ich hörte, wie er seinen letzten Atemzug machte, dann neigte sich sein Kopf zur Seite und ich spürte, wie seine Seele seinen Körper verließ. Seine Hand erschlaffte in meiner. Vorsichtig legte ich seine Hand neben ihn. In diesem Moment fühlte ich bittersüße Tränen des Abschieds in mir aufsteigen. Ich nahm mit zittrigen Fingern die Börse und den Adresszettel aus der staubigen Kommode heraus und verließ mit wackeligen Schritten das Zimmer. Als ich im Türrahmen stand, wandte ich mich ein letztes Mal zu meinen Eltern um, um mich im Stillen von ihnen zu verabschieden. Wieder liefen Tränen in unaufhaltsamen Strom über meine Wangen.

Ich packte meinen kleinen Koffer mit den nötigsten Dingen zusammen, die ich für die Fahrt zu meiner

Tante brauchte. Noch immer konnte ich den Gedanken nicht ertragen, dass meine Eltern von mir gegangen waren, und nie mehr zurückkehren würden. Es zerriss mich innerlich, doch ich musste jetzt stark sein, damit sie weiterhin stolz auf mich sein könnten. Doch bevor ich die Leichname meiner Eltern ihrem Schicksal überließ, machte ich mich auf den Weg zur St. Nicholas Church zu Reverend Nathaniel Ashford. Als ich die St. Nicholas Church betrat, war es still und kühl. Das fade Licht, das durch die kunstvollen, bunten Fenster schien, warf farbige Schatten auf den rauen Steinboden. Der Duft von ausgeblasenen Kerzen lag schwer in der Luft und zog sich durch die dunklen Reihen der Holzbänke. Als mein Blick zum Altar wanderte – schlicht und doch ehrwürdig, sah ich Reverend Ashford. Er stand mit dem Rücken zum Kirchenschiff, die Hände sanft auf das Leseputz gestützt, und schien tief in seinen Gedanken versunken zu sein, vermutlich in ein Gebet oder in einfaches Schweigen.

Ich zögerte für einen Moment. Doch dann nahm ich einen tiefen Atemzug und ging mit schwerem Herzen auf ihn zu. Jeder Schritt, den ich voranging fühlte sich schwerer an als der vorherige. Es kostete mich all meine Kraft, diesen Weg zu beschreiten.

„Reverend Ashford“, sagte ich leise und räusperte mich. Mit einer langsamen Geste wandte er sich zu mir. Reverend Ashford war ein einfacher, aber besonnener Mann, der sich bereits im mittleren Alter befand. Sein Gesicht war schmal und seine Augen waren leicht eingefallen und von Falten geprägt, die das stille Beobachten verrieten. Sein dunkles Haar wurde an den Schläfen von silbernen Strähnen durchzogen, die sein Erscheinungsbild noch ehrwürdiger

wirken ließen. Seine Kleidung war schlicht: ein schwarzer Talar, der leicht über dem Boden strich, und ein abgenutzter Lederband um die Bibel, die er stets bei sich trug. Als er mich erkannte, trat er ein paar Schritte näher.

„Miss Bakers – was verschafft mir die Ehre, dass Ihr mich aufsucht?“

Seine Stimme klang sanft und beruhigend, doch zugleich bestimmt - seine Worte hallten wie ein mächtiges Gebet durch das Gewölbe.

„Ich... ich bin gekommen, um Hilfe zu bitten“, flüsterte ich mit zitternder Stimme. „Meine Eltern... sie sind vergangene Nacht verstorben. Mein Vater bat mich kurz vor seinem Tod, mich zu meiner Tante zu begeben, aber bevor ich dies tun kann, möchte ich meine Eltern bestatten, damit ihre Seelen in Frieden beim Allmächtigen Herrn ruhen können. Da ich jedoch nicht über die nötigen Mittel verfüge, um ihnen ein würdiges Begräbnis zu ermöglichen, kam ich zu Ihnen.“

Er schwieg für einen Augenblick und sah mich an. Der Moment der Stille, der sich wie ein schwerer Schleier über die mächtige Halle legte, ließ mich erschauern. Hatte ich etwa zu viel verlangt? Als ich mich gerade zum Gehen wenden wollte, brach Reverend Ashford sein Schweigen:

„Es soll ihnen ein ehrwürdiger Abschied gewährt werden“, sagte er schließlich. „Unser Herr lässt keine Seele in Not im Stich, mein Kind. Morgen bei Tagesanbruch werden wir sie beisetzen, und meine Gebete werden sie in das Reich des Allmächtigen begleiten.“

Ein überwältigendes Gefühl der Dankbarkeit breitete sich in mir aus, sodass ich meine Freude kaum in Worte fassen konnte.

„Vielen Dank, Reverend“, brachte ich hervor.

Der Morgen der Beisetzung meiner Eltern brach an. Der Himmel spannte sich mit dunklen Wolken über den Kirchhof der St. Nicholas, und ein feiner Nebel legte sich wie ein Schleier über das geweihte Land. Meine Gedanken waren wie betäubt, und mein Herz lag unter einem dunklen Gewicht, das die Last des Schmerzes beinahe unerträglich machte. Da ich mir kein Blumengesteck für die Bestattung leisten konnte, pflückte ich einige Wildblumen, die in der Nähe des Kirchhofs wuchsen. Als mein Blick auf die Vergissmeinnicht fielen, schossen mir Tränen in die Augen. Dies waren ihre Lieblingsblumen. Immer wenn die Sonne schien, gingen wir gemeinsam zum Kirchhof oder entlang alter Mauern, um Wildblumen zu suchen, die wir anschließend für unser Zuhause pflückten.

Reverend Ashford wartete bereits am offenen Grab. Neben ihm standen zwei Männer aus der Gemeinde, die die Särge meines Vaters und meiner Mutter auf schlichten Wagen herbeigebracht hatten. Sie waren aus einfachem, dunklem Holz gefertigt – so, wie man es für Begräbnisse der Armen zu verwenden pflegte. Ich trat näher an das offene Grab und ließ die Wildblumen behutsam in die Tiefe sinken. Anschließend faltete ich meine Hände zu einem Gebet und senkte meinen Blick. Reverend Ashford öffnete den Lederband seiner Bibel und sprach mit ruhiger, fester Stimme:

„Wir haben uns hier versammelt, um die Seelen von Tom und Sarah Bakers in die Obhut unseres Herrn zu übergeben, auf dass sie Ruhe finden mögen in seiner Gnade.“

Tränen liefen lautlos über meine Wangen. Dann trat ich nach vorne. Ich wischte mir die Tränen aus dem Gesicht und atmete tief durch.

„Mutter ... Vater ... ich kann kaum in Worte fassen, wie sehr ich euch liebe. Ihr wart immer für mich da und habt alles für mich getan, damit es mir gut ging, auch in schwierigen Zeiten. Mutter, du hast stets das Gute in den Menschen gesehen, auch wenn sie es selbst nicht in sich erkennen konnten. Vater, du hast nie aufgegeben. Du warst hartnäckig, wenn es darum ging, anderen zu helfen. Doch diese Selbstlosigkeit hat euch beide das Leben gekostet. Ich werde mein Bestes geben, um euch stolz zu machen. Lebt wohl und ruht in Frieden.“

Eine gefährliche Begegnung

Während ich mit Tränen in den Augen durch die Straßen lief, spürte ich die Blicke der Passanten auf mir. Manche schauten mich neugierig an, andere flüsterten tuschelnd.

„Ach, du meine Güte, wohin will denn so ein junges Ding, so ganz allein mit einem Koffer?“, hörte ich eine Frau murmeln.

Ein anderer Mann vermutete laut, dass ich von Zuhause fortgelaufen sei. Doch die meisten beachteten mich nicht.

Am Bahnhof der Deptford Railway Station angekommen trat ich an den Schalter und fragte den Schaffner nach einem Ticket nach Greenwich. Sein skeptischer Blick verharrte auf mir.

„Wo sind deine Eltern, Fräulein? Alleinreisende Kinder sieht man hier selten.“

Ich reichte ihm die Adresse meiner Tante und erzählte ihm von meinem Schicksal. Sein Gesichtsausdruck veränderte sich. Mitleid trat in seine Züge. Offensichtlich war er von meinem Schicksal sehr berührt. Ohne zu zögern gewährte er mir einen Sonderpreis und reichte mir ein Ticket zweiter Klasse. Tief bewegt bedankte ich mich für seine aufrichtige Tat.

Als ich in den Zug stieg, übermannte mich ein beklemmendes Gefühl der Unsicherheit. Ich versuchte so weit wie möglich, selbstbewusst zu wirken, und setzte mich in das Abteil, für das mein Ticket vorgesehen war. Das Abteil der zweiten Klasse war schlicht, aber dennoch vornehm. Die Sitze waren mit dunkelroten Polstern

versehen und die Wände bestanden aus dunklem furniertem Holz. Ein schwacher Geruch von Maschinenöl hing in der Luft, vermischt mit dem Duft alter Kleidung und etwas, das sich nicht genau definieren ließ. Als ich mich in das Abteil begab, saß dort bereits ein gutaussehender Mann mit dunklen Locken und einem leichten Bartschatten. Sein ockerfarbener Tweed-Anzug wirkte vornehm und sein Blick war versonnen auf die vorbeiziehende Landschaft gerichtet. Als ich Platz nahm, schien ich jedoch seine Aufmerksamkeit zu erregen.

Ich wandte jedoch meinen Blick ab und richtete ihn auf das Fenster und ließ mich auf das Polster nieder. Als sich der Zug allmählich in Bewegung setzte, sah ich, wie die Häuser von Deptford zurückblieben. Der Kirchturm der St. Nicholas verschwand zuletzt. Danach erstreckte sich eine Landschaft von schlammigen Feldern und kahlen Bäumen, die wie knöchrige Finger sich in den grauen Himmel emporreckten. Während die Landschaft an mir vorbeizog, verlor ich mich ein wenig in Gedanken – so sehr, dass ich im ersten Moment gar nicht bemerkte, wie der Mann, der mir zuvor gegenüber gesessen hatte, sich nun neben mich setzte. Er musterte mich mit einem sonderbaren Blick, der mir ziemlich unangenehm war. Ich versuchte, es zu ignorieren, indem ich weiterhin aus dem Fenster starrte, doch er ließ sich nicht beirren. Nach einer Weile spürte ich, wie er immer näher rückte, bis ich schließlich seinen heißen Atem auf meiner Haut spüren konnte.

„Hat dir schon jemand gesagt, dass du äußerst entzückend aussiehst, meine Süße?“, hauchte er mir ins Ohr.

Meine Kehle war wie zugeschnürt. Ich war unfähig, mich zu

rühren oder zu sprechen. Stattdessen zuckte ich nur mit den Achseln. Er lachte leise:

„Du musst dich deiner Schönheit nicht schämen. Deine Eltern müssen sehr stolz darauf sein, so eine hübsche Tochter zu haben.“

Bei der Erwähnung meiner Eltern, brachen alle Dämme. Tränen schossen mir in die Augen, und ehe ich mich versah, sank ich unwillkürlich in seine Arme. Dies war der Moment, den er schamlos ausnutzte. Seine Hände wanderten an meinem Körper entlang, während er mich mit der anderen an sich presste. Anfangs bemerkte ich es kaum, doch plötzlich spürte ich, wie seine Finger tiefer glitten, dorthin, wo sie nicht hingehörten. Panik ergriff mich. Ich wollte schreien, mich wehren, doch mein Körper war wie gelähmt. Auf einmal presste er mich mit voller Kraft auf den Sitz, und begann, seinen Hosenbund zu öffnen. Ich versuchte meinen Blick abzuwenden, doch ich hörte sein höhnisches Lachen und es brannte sich in mein Gedächtnis ein.

Gerade als ich glaubte, ihm hilflos ausgeliefert zu sein, hörte ich, wie ein Fahrkartenkontrolleur in unsere Richtung kam. Der Mann fuhr zusammen, richtete sich hastig auf und tat, als wäre nichts gewesen. Ich rutsche an den Rand meines Sitzes, das Herz hämmerte unaufhörlich in meiner Brust. Der Kontrolleur öffnete die Tür.

„Wir sind in Greenwich angekommen.“

Mit aller Kraft riss ich mich zusammen, griff nach meinem Koffer und stürmte aus dem Abteil heraus. Meine Beine fühlten sich schwer an, doch ich rannte weiter. Die anderen Zuggäste schauten sehr verdutzt, als ich wild durch den Zug rannte. Draußen angekommen, schlug mir die frische Luft entgegen, während ich endlich der

bedrückenden Enge des Zugabteils entkam. Nie zuvor war ich so erleichtert gewesen, einen Ort zu verlassen.

Nach einer Weile konnte ich am Bahnhof von Greenwich eine Droschke anhalten. Ich fragte den Kutscher, ob er mich zur Kensing Road fahren könne, wo meine Tante wohnte. Doch leider lehnte er ab, da ich nicht genug Geld für die Fahrt hatte. Offenbar hatte mein Vater die Preise für eine Droschke unterschätzt. Der Gedanke, zwölf Meilen zu Fuß gehen zu müssen, ließ mich verzweifeln. Als ich mich mit meinem Schicksal abfinden wollte, en langen Weg zu Fuß zurücklegen zu müssen rief plötzlich eine freundliche Frauenstimme hinter mir:

„Ich werde das Mädchen begleiten, zufälligerweise muss ich genau in dieselbe Richtung.“

Eine Frau mittleren Alters lächelte mich freundlich an und nahm sanft meine Hand, bevor sie mit mir in die Droschke stieg. Während der einstündigen Fahrt unterhielten wir uns angeregt miteinander. Ihr Name war Rowena Glennmore. Sie war eine warmherzige, elegante Witwe mit einer ruhigen Ausstrahlung. Seit vielen Jahren arbeitete sie als Gouvernante für das Ehepaar Gladstone. Zu meiner Überraschung erfuhr ich, dass sie einen Sohn hatte, der genau in meinem Alter war. Die Vorstellung, jemanden in meinem Alter zu haben, mit dem ich mich austauschen konnte, erfüllte mich mit Freude. Zumindest für den Moment.

Als wir ankamen, stiegen wir aus und schritten auf das Haus zu. Es war ein beeindruckendes Gebäude mit einer kunstvollen Fassade, geschmückt mit filigranen Zierleisten an den Fensterläden und Türrahmen. An einer Seite des Hauses wuchs eine wunderschöne, riesige Kletterpflanze, die bis zum obersten Fenster reichte. Im

Garten stand ein schlichter, großer Geräteschuppen aus dunklem Holz, bedeckt mit einem Dach aus schwarzen Schieferplatten. Mrs. Glennmore hatte kaum die Klingel betätigt, als die Tür sich öffnete und ein Mann im Türrahmen erschien.

„Guten Tag, Mr. Gladstone“, begrüßte sie ihn höflich. Schlagartig fielen mir sämtliche Züge aus dem Gesicht, als ich ihn im Türrahmen erblickte. Mir stockte der Atem. Irgendetwas an ihm kam mir erschreckend bekannt vor. Dann erkannte ich ihn. Es war der Mann aus dem Zug. Das dunkle, lockige Haar, der Bartschatten – plötzlich passte alles zusammen. Nur seine Kleidung war eine andere. Ein eiskalter Schauer lief mir über den Rücken, als mir bewusste wurde, dass dieses Scheusal der Ehemann meiner Tante war. Ich konnte kaum fassen, dass ich von nun an mit ihm unter einem Dach leben sollte.

Hinter ihm erschien auf einmal ein Junge, der nicht älter als ich sein konnte. Sein Haar war ebenso dunkel und lockig wie das seines Vaters. Der Junge durchbohrte mich mit einem seltsamen Blick, so als würde ihn meine bloße Existenz anwidern. Womöglich lag es an meiner von der Reise zerzausten Erscheinung. Aber dies war noch lange kein Grund, so angewidert dreinzublicken, dachte ich für mich. Nach einer kurzen Begrüßung traten wir ein. In diesem Augenblick wusste ich, dass nichts mehr so sein würde wie zuvor.